

Im 19. Jahrhundert unternahm in England einmal ein Kreis von renommierten Philosophen den Versuch, eine Ethik, eine Moral, Verhaltensnormen zu finden, die völlig unabhängig sind von jeder Weltanschauung, und damit für alle in einem Gemeinwesen verbindlich gemacht werden könnten. (Utilitarismus)

Sie gingen bei ihren Überlegungen davon aus, dass Selbstliebe und Nächstenliebe im Grunde keine Gegensätze sind, sondern sehr gut miteinander harmonieren. Wer nämlich meint, seine eigenen Interessen auf Kosten anderer, auf Kosten des Gemeinwohls durchsetzen zu müssen, der schadet sich auf kurz oder lang immer selber. Ausgehend von dieser Grundlage schickte sich dieser Philosophenkreis an, vernünftige, allgemeingültige Regeln zu suchen für ein verträgliches Miteinander der Menschen.

Als erstes einigten sie sich darauf, dass jede Handlung beurteilt und bewertet werden müsse anhand der Folgen und Auswirkungen, aber nicht nur der kurzfristigen, sondern auf möglichst lange Sicht gesehen.

Um nun aber die Folgen einer Handlung wirklich bewerten zu können, braucht es ein weiteres Kriterium, das man schließlich in der Nützlichkeit fand. Das heißt: Gut ist eine Handlung dann, wenn ihre Folgen nützlich sind; schlecht ist sie, wenn ihre Folgen Schaden anrichten.

Doch wer legt fest, was nützlich ist? Ist das nicht für jeden etwas anderes?

Um diesen Mangel auszugleichen, fand man nach langem Suchen ein weiteres Beurteilungskriterium: das menschliche Glück. Die Folgen einer Handlung können dann als nützlich beurteilt werden, wenn sie das menschliche Glück, sein Wohlergehen, die Befriedigung seiner Bedürfnisse und Interessen fördern.

Damit nun aber keiner in Versuchung gerät, sein ganz privates Glück auf Kosten der anderen als oberste Norm zu erklären, ergänzte man das Ganze sofort durch eine weitere Einschränkung: Das Glück aller von einer Handlung Betroffenen ist ausschlaggebend.

Damit gelangte man schließlich zu einer vernünftigen, logisch einsichtigen und deshalb allgemeingültigen Regel, die da lautete: Handle so, dass die Folgen deiner Handlung für das Glück und Wohlergehen aller Betroffenen optimal sind.

Bevor sich aber jetzt diese gescheiterten Herren zufrieden zurücklehnen konnten, entbrannte plötzlich wieder der Streit von neuem. Was ist das, das Glück eines Menschen oder eines Gemeinwesens? Wer legt das fest, was Glück ist? Ist das denn nicht auch das für jeden etwas völlig anderes?

Und könnte man mit dieser Regel denn nicht unter Umständen sogar Kriege rechtfertigen, Sklaverei legitimieren, die Unterdrückung und Ausbeutung von Minderheiten absegnen, die Natur zu zerstören, wenn es eben nur dem Gemeinwohl und seinem Glück nützt?

Der Streit um diese delikate Frage ist bis heute nicht gelöst. Doch dieser damals gründlich durchgeführte Versuch, eine vernünftige, logische und damit allgemeingültige Moral zu entwickeln, zeigt einen äußerst interessanten Zusammenhang auf: Die Regeln für jedes menschliche Miteinander sind immer angewiesen auf etwas, das den Menschen übersteigt, auf etwas Transzendentes, und damit auf Religion. Denn erst auf den Hintergrund einer ganz bestimmten Weltanschauung, einer ganz bestimmten Sicht der Welt und des Menschen, einer klaren Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens, und damit notwendigerweise einem konkreter Bezug zu Gott, erst auf einen solchen Hintergrund können überhaupt erst Normen und Werte erstellt werden. Moral ist deshalb immer auf etwas Vorausgehendes, auf Religion angewiesen.

Deshalb ist das Gebot der Nächstenliebe, wie es heute im Evangelium von Jesus formuliert wird, existentiell angewiesen auf dieses Erste, dieses Vorausgehende, nämlich auf die Gottesliebe. Sie ist die eigentliche Basis, die Quelle für das menschliche Miteinander.

Diese Verbindung zwischen Moral und Religion ist so eng, dass immer dann, wenn das religiöse Fundament ignoriert oder geleugnet wird, ethische Normen ins Wanken geraten und zum Spielball ganz anderer Interessen werden.

Wer die Menschenrechte ihres ursprünglich religiösen Fundamentes beraubt, der macht sie gleichzeitig unwirksam. Genau das erleben wir doch immer häufiger auch in sog. zivilisierten Staaten, wo die Würde des Menschen sehr schnell antastbar wird, wenn es irgendwelchen Interessen nützt.

Kennzeichnend für den völligen Verlust der Fundamente ist es auch, wenn wir anderen Kulturen unsere Vorstellungen von Menschenrechten und Menschenwürde aufzwingen und einfordern, obwohl sie unsere religiösen Fundamente gar nicht kennen, geschweige denn teilen.

Unser Grundgesetz beginnt mit der Formulierung: „Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen...“ Wenn da die Verantwortung vor Gott als erstes genannt wird, dann hätte das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum Recht auf Selbsttötung eigentlich etwas anders ausfallen müssen, denn sowohl im Judentum, im Christentum als auch im Islam ist Gott allein der Eigentümer menschlichen Lebens.

Wenn es nicht mehr interessiert und daher auch nicht mehr gilt: „Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit deinem ganzen Denken und mit deiner ganzen Kraft.“ (V 30), dann nimmt nicht etwa Gott, aber dann nimmt der Mensch Schaden.

Denn dann werden Normen nur noch bestimmt davon, was alle anderen auch tun. Und diese Vorgehensweise setzt immer eine Tendenz zur Abwertung, zur Auflösung, eine Abwärtsbewegung in Gang, wie wir sie heute in vielen Bereichen immer deutlicher erleben, eine Abwärtsbewegung, die man mit dem Fachbegriff: Dekadenz bezeichnet.

Und die war schon verantwortlich für den Untergang großer Kulturen.